

Wie es dazu gekommen war, dass Theophilus Ohneland am Nachmittag des 16. Juni (einem Samstag) über in der Sonne glänzenden Gleisen auf einer festlich geschmückten Rednertribüne lag und in einen Himmel schaute, der ihm saftrote Erdbeeren in den Mund fallen ließ, wann immer er wollte, konnte er nicht so genau sagen. War ihm aber auch egal.

Und selbst wenn, wer würde schon vermuten, dass derartig paradisiische Zustände ihren Ursprung in einem Verspaar von höchst zweifelhafter Qualität haben? Oder in ein paar Versen mehr. Theophilus Ohneland jedenfalls nicht. Und auch sonst keiner. Es sei denn, er lügt das Blaue vom Himmel herunter. Aber das ist noch da. Und fest hängt es auch. Sieht nur aus wie angemalt. Machen wir's also kurz: Unter einem malerisch blauen Himmel liegend, ist der kleine Theophilus Ohneland aus Versehen von der Geburt ins Himmelreich gekommen.

Da aber, den üblichen Historikersagen *Von den Anfängen bis zur Gegenwart* (und darüber hinaus) zum Trotz, an jedem Ursprung nichts als Unstimmigkeiten herrschen und irgendein obskures Versehen fast schon zum guten Ton gehört, begann die ganze Sache in Wahrheit damit, dass Charlotte Apitius-Quilting – gemäß der stillen Verzweiflung ihres Mannes »ein von der allerschlimmsten Lesesucht befallenes Frauenzimmer, das über seine abenteuerlichen Ausschweifungen noch die Stunde der Niederkunft vergessen wird« – zu nämlichem Zeitpunkt hellwach, wiewohl reichlich gelangweilt in ihrem Bette lag und darauf wartete, dass es – oder zumindest *etwas* – passierte.

Doch nichts geschah.

Zweimal.

Und weil das so nicht weitergehen konnte, mithin etwas passieren *musste*, zumal ein weiteres Exemplar dieser, wie es früher (oder später) hieß, »verantwortungslosen Erzählungen, die nicht zwischen Fakt und Fiktion unterscheiden«, seit zehn Minuten fertig-aus-gelesen neben ihr lag, scherte sich das allesverschlingende Weib weder um ihren Mann, der klein und bleich in einer Ecke hockte und dabei war, in die Wand zu diffundieren, noch um die Hebamme, die, ein wenig zu fett, um noch irgendwie gutmütig zu wirken, kopfschüttelnd neben dem sein gesamtes Besteck ausbreitenden Arzt stand, und griff zum nächsten, um nicht zu sagen *nächstbesten* Roman, indes irgendwo tief in ihr, von dem erhabenen »Gemälde auf geschichtlichem Hintergrund« kaum zu überdecken, die Kontraktionen begannen.

Immerhin schaffte die omnivore Charlotte noch die ersten zwei Seiten, auch wenn diese nur sehr bedingt Teil der mehrbändigen Ausschweifung waren, was sie unter anderen Umständen gewiss bemerkt hätte, auf die Schnelle jedoch ebenso übersah wie die Tatsache, dass die darin verwendete Du-Form so revolutionär nicht war und weder das Resultat eines mehr oder weniger schizoiden Gesprächs der Autorin mit sich selbst oder einer ihrer Romanfiguren, noch irgendeine inständige Anrufung von Leser oder Herrgott darstellte (falls das alles überhaupt einen Unterschied macht), sondern einer gewissen Gräfin Mathilde galt, der die Verfasserin ihr schlicht »Edwina« betiteltes Werk hochachtungsvoll gewidmet hatte.

Aber für derartige Detailfragen war natürlich keine Zeit.

Und so kam es, dass Charlotte Apitius-Quilting unmittelbar vor jenem Stakkato an Presswehen, welches ihr das Weiterlesen unerträglich machte und das Buch aus den Händen zwischen die Zähne wandern ließ, den sechsten und letzten Vers dieses ihrer Meinung nach bis dato reichlich unverständlichen ergo höchst poetischen Prologs las oder vielmehr *hinabhechelte* und ihm in einem Akt spontaner Erleuchtung eine Bedeutung gab, die er nie zuvor besessen hatte – und die sich im Fortgang der Geschichte, das heißt keine zwei Stunden später, als eine gewöhnliche Fehlinterpretation entpuppte. Doch war es da bereits zu spät, das Kind geboren und Edwina genannt.

»Empfange denn, mit gastlich schöner Sitte,
So hold als alles, was sich je Dir naht,
Die ich Dir sende in der Deinen Mitte.
Edwina ist's, für die ich Schutz erbat!
Von Dir beschirmt, darf sie den Eintritt wagen
In eine Welt, der sie sich naht mit Zagen.«

Sie hätte aber auch schwören können, dass hier von einer Niederkunft die Rede war ...

Dreiundzwanzig Jahre später – der kleine bleiche Mann war längst tot, Charlottes Sucht trivial und der untere Teil ihres Hauses bis zur Decke mit Büchern ausgekleidet – war es wieder mal soweit, nur dass diesmal Edwina in dem Bette lag, derweil der Arzt ein anerkannter Geburtshelfer und die Hebamme so fett geworden war, dass sie schon wieder gutmütig

wirkte, wenn auch nur auf eine symbolische Art und Weise, die mit ihrem tatsächlichen Gemüt nach wie vor in keinerlei Verbindung stand, von blanker Negation einmal abgesehen.

Und während der Arzt sein Besteck herauskramte und sich die Hebamme kopfschüttelnd neben ihm ausbreitete, schlich Charlotte aus ihrer Ecke zum Bett, zog ein Buch darunter hervor und drückte es ihrer Tochter in die überraschten Hände.

»Was soll ich damit?«

»Lesen.«

»Aber ich bekomme gerade ein Kind!«

»Sowas kann dauern.«

»Aber ...«

»Ohne dieses Buch wärest du nicht die, die du bist.«

»Was?«

»Du würdest Puberta heißen.«

»Wie?«

»Eine der wenigen Ideen deines Vaters.«

»Aber ...«

»Dieses Buch und ich, wir haben das zu verhindern gewusst.«

»Aber das Kind ...«

Ausgepresste Worte.

»Nimm's und beiß rein!«

Sie nahm's.

Und biss rein.

Und raus kamen drei Kinder.

»Sammelausgabe«, erklärte ihre Mutter, kaum dass es vorbei war. »Drei Bände in einem.«

»Wie sollen sie denn heißen?«, fragte der Arzt, der durch nichts zu erschüttern war.

»Na los!«, brummte die Fleisch gewordene Mogelpackung.

»Albin«, hechelte Edwina.

Sie vernahm alles nur noch schemenhaft.

»Albin?«, wiederholte der Arzt leise fragend.

»Los, noch zwei!«, brüllte die misanthropische Mäeutikerin.

»Nein, noch drei«, fuhr Charlotte dazwischen. »Albin ist ihr Mann!« Und nach einem Wimpernschlag, der keiner war: »Scheint mal wieder

unauffindbar.« Womit sie sich wieder ihrer Tochter zuwandte. »Ohneland – ohne Pfand«, und nahm ihr das Buch aus dem Mund und drückte es ihr zurück in die Hände. »Da stehen noch mehr schöne Namen drin. Lies einfach die Kapitelüberschriften vor.«

Sozial vorbelastet, wie sie war, tat sie's. Zeit und Raum taten den Rest. Mutter Natur tat nichts zur Sache. Edwina las einfach die Kapitelüberschriften vor.

Der Arzt schwieg. Mutter Charlotte wartete ungeduldig. Die Kinder schrien in einem fort. Die Hebamme schrie zurück. Die Kinder schwiegen abrupt.

Als wieder etwas zu hören war:

»Ein Bild aus dem Leben der großen Welt.«

»Vergiss es.«

»Die Scheidung.«

»Darüber reden wir später.«

»Die Künstlerin.«

»Wir nähern uns.«

»Der Brief.«

»Wer hat ihn unterzeichnet?«

»Constanze.«

»Gut, wer kommt als nächstes?«

»Leontine.«

»Fehlt nur noch eine.«

»Theophilia.«

»Passt!«

»Passt nicht«, entgegnete der Arzt, schob ein Stück der ungebärdigten Geburtshelferin beiseite und zeigte auf Nummer drei. »Bisschen viel dran für eine Theophilia.«

»Dann eben Theophilus.«

»Steht der Name auch da drin?«, fragte der Arzt und zeigte mit seinem Besteck aufs Papier.

»Nein, das ist verdammt nochmal ein Buch und nicht das – *Leben*.«

Hatte sie gezögert? Und lag da etwa eine leichte Erschütterung in ihrer Stimme?

Zum Glück kam Albin Ohneland zur Tür reingestürmt.

Zu spät.

Zumindest für ihn.

»Zzz«, zischelte die Mutter.

»Albin!«, rief Edwina.

»Edwina!«, rief Albin.

Halb sank er hin, halb wurde er gezogen.

Der Arzt verließ auf leisen Sohlen den Raum.

Die Hebamme bedrohte die Kinder mit Blicken.

Die Mutter rettete ihr geschichtsträchtiges Gemälde.

»Wir sind jetzt zu fünft«, hauchte Edwina ihrem Albin ins Ohr.

»Ich weiß, aber die beiden bleiben bestimmt nicht lange«, säuselte ihr Angehauchter zurück.

»Das hab ich gehört!«, gab die Mutter zu verstehen und ging. Wahrscheinlich lesen.

»Ihre Frau hat drei Mal geworfen«, raunte die obstinate Bedrohung und entband sich selbst ihrer Pflichten.

»Wir sind noch immer zu fünft«, sagte Edwina, »und ich will, dass wir es auch bleiben.«

Es folgte Verwunderung. Und ein Versprechen.

Vierzehneinhalb Jahre später hat sich daran nichts geändert. Nur dass die Verwunderung jetzt eine andere ist.

»Irgendjemand ne Idee, warum unser alter Erzeuger derart in Eile ist?«, drängt es Theophilus zu wissen.

»Klarer Fall von Überkompensation«, erwidert Constanze, siebenge-scheit bis neunmalklug.

»Ich könnte vorlaufen und ihm ein Bein stellen«, anerbietet sich Le-ontine.

»Kinder!«, ruft Edwina und klingt fast empört. »Seid froh, dass euer Vater einen Ausflug mit euch macht.«

Schweigen.

Widerworte.

Gedämpfte Sabotageangebote.

Edwina nimmt's gelassen, legt aber – für den Fall irgendeines anderen Falles – einen Schritt zu, derweil Albin derer zwei tut und schließlich in einen allseits unbekanntem Trab verfällt.

»Er ist für Sekundenbruchteile mit beiden Füßen in der Luft.«

»Wenn er jetzt stolpert ...«

»Lassen wir ihn.«

Ist ohnehin zu spät.

Das letzte, was die drei von ihm hören, ist ein Reim, auf den sich frei-
lich jeder seinen eigenen macht.

»Wer von der Familie Ohneland
ist zuerst am Waldesrand?«

Aber da ist er – zum Glück – schon ganz woanders.

In einem Kokon aus gleißendem Licht schwebt Albin Ohneland den
Hang hinauf durchs Dorf und ist, allen Rufen zum Trotz, von hymnischen
Klängen durchdrungen, auf deren Tonleitern er mit raumübergreifendem
Schritt wie in einer nicht enden wollenden Traumsequenz ständig höher-
steigt, derweil riesige Plakate, obwohl fest angeschlagen, an ihm vorbeiflat-
tern, Gartenzäune, Baumstämme, Schmiedetore, überall Plakate, wohin
er den Kopf auch dreht, selbst am »Schwaden«, *wändeweisse weiße Wische*,
wie es ihn rückblickend überfällt, indes unten im Tal die Brücke blinkt
und leuchtet und oben auf dem Hügel festlich geschmückte Tribünen vor
ihm auftauchen, zwischen denen ein schwarzes Loch aus dem Wald ragt.
Oder hinein. Egal. Die dionysischen Gefilde enden unmittelbar davor.
Edwina hat ihn am Schlafittchen und lässt ihn nicht mehr los.

»Wenn du dich umbringen willst, dann sag mir gefälligst vorher Be-
scheid.«

Sie zerrt ihn zurück, dreht ihn zu sich, schiebt ihren Blick in den sei-
nen.

»Hast du das Signal nicht gesehen? Ausgestreckter Arm, das heißt
Stopp. Und zwar nicht nur für den Zug.«

Dann, nach einer Sekunde, vielleicht auch zwei.

»Du hast mir etwas versprochen. Erinnerst du dich?«

»Aber ...«

»Kein Aber. Wenn dich der Zug erwischt, kommst du nie wieder zu
spät.«

»Aber ich wollte der erste sein. Nur dieses eine Mal.«

»Bist du ja auch. Nur nicht da drin«, und wirft einen Blick in die in den
Wald geschlagene Schneise, deren allseits perfekte Geraden in irgendeiner
Ferne, die der Horizont sein mag oder auch nicht, zusammenlaufen.

»So ein Zug ist wie ein riesiges Projektil, und ich hab dich ganz bestimmt nicht geheiratet, um dich eines Tages aus einem überdimensionierten Gewehrlauf zu kratzen.«

»Aber so lange keiner abdrückt ...«

»Wenn abgedrückt ist, ist es zu spät«, woraufhin ihn Edwina eilends aus der Schusslinie und unter einer Wimpelkette hindurch hinter eine der Tribünen zieht, wohl wissend, dass keine zwanzig Meter entfernt bereits neue Bahnen die Landschaft durchkreuzen, diesmal von Beginn an in tiefem, warmen Rot.

»Vorschlag, wir knutschen bisschen rum, gehen dann ganz entspannt zurück zu unseren Kindern und sind entsetzt, dass sie sich mit Erdbeeren bewerfen.«

»Sie tun was?!«

»Erst knutschen.«

»Aber ...«

»Entspann dich ... gut so ... ja ... und jetzt noch die Hände ...«

Eine nicht näher bestimmbare Zahl an Minuten später steht Edwina Ohneland kopfschüttelnd vor der mittleren der drei Tribünen – zweifellos die für die Redner – und schaut hinauf zu Theophilus, dessen Hemd nur noch Spuren des ursprünglichen Weiß zeigt.

Für einen Augenblick bemächtigt sich ein apokalyptisches Bild ihres Kopfes, durchschießt ihr die Fasern. Theophilus, wie er dasteht und an sich hinabschaut und nicht begreift, was er sieht, und ungläubig, wie in Trance, den kleinen Körper betastet, der ein letztes Mal zuckt, derweil sich sein Mund öffnet, aus dem kein Laut mehr entweicht und seine Augen, aufgerissen von einer einzigen Frage, zu ihr wandern, um etwas zu erbitten, das es längst nicht mehr gibt.

»Wir waren das nicht!«, weißwäscht sich's unisono aus den Mündern der Schwestern. Und dann, nach einem Blick, den zu deuten ihr nicht gelingt. »Er hat uns nicht mit auf den Turm gelassen!«

Womit zumindest der grundlegende Konflikt benannt wäre, zumal von oben keinerlei Einwände kommen.

Zeit für Albin, entsetzt zu sein.

»Habt ihr also mit Erdbeeren geworfen, was?«

Irgendwie hatte sie sich das mit dem Entsetztsein anders vorgestellt.

»Na, da will ich euch mal was erzählen.«

Es folgen die üblichen Reaktionen.

»Ach nö.«

»Nicht schon wieder ein Vortrag.«

»Oh Mann ...«

Zu spät.

Doch nicht für ihn. Diesmal nicht!

»Als ich so alt war wie ihr, hab ich auch manchmal mit Erdbeeren geworfen.« Ein seitlich ausfahrendes Bein gemahnt ihn an seinen pädagogischen Auftrag. »Aber das war früher und damit was ganz anderes. Außerdem war ich – im Gegensatz zu euch – nicht zu dritt.«

»Dafür können wir nichts.«

»Eure Schuld!«

»... ist das peinlich.«

»Nun, wie dem auch sei, jedenfalls sehe ich mich gezwungen, euch daran zu erinnern, dass die Erdbeere das Symbol der Dreieinigkeit ist. Tja, und wie im Himmel so auf Erden, wenn ihr wisst, was ich meine.«

Kopfschütteln, ungläubige und entgeisterte Blicke.

»Außerdem ist euch bestimmt schon mal aufgefallen, dass die Blüten der Erdbeere fünfblättrig sind, was nicht zufällig der Zahl unserer Familie entspricht und uns daran erinnern soll, friedlich miteinander umzugehen.«

»Ketzerie!«

Dies natürlich Constanze, die selbstredend auch gleich fortfährt, woraufhin sich eine angeregte Diskussion entspinnt, in der die These von der familiären Eintracht einiges an Plausibilität verliert und die zur allgemeinen Abkühlung eingestreute Anmerkung, bei der Erdbeere handle es sich um eine Frucht, die von Demut und Bescheidenheit zeuge, mit dem etwas unüberlegten Hinweis auf die süßen Verlockungen irgendeines Lustgartens gekontert, um nicht zu sagen *zunichte* gemacht wird. Die anschließende These, dernach die Erdbeere nur eine Scheinfrucht und ein Bewerfen mit Scheinfrüchten kein richtiges Bewerfen, ja im Grunde überhaupt gar kein Bewerfen sei, wird sogleich vermittels eines angeblich »von selbst« heruntergefallenen Exemplars widerlegt, was zu neuerlichen Konflikten führt, bei denen auch das Verhältnis von Jungfrau und Mutter zur Sprache, wiewohl – Gott sei Dank – nicht über die symbolische Ebene hinauskommt, so dass schlussendlich alle zufrieden sind und in einem

Anflug von Großzügigkeit, Erschöpfung und Apathie – vielleicht aber auch schlichtweg aus *Liebe* – Albin das Wort überlassen, der nach kurzer Untersuchung feststellt, »dass es sich bei den verwendeten Geschossen um eine Sorte handelt, die nach dem Kronprinzen Albert benannt ist, der in Wahrheit Friedrich August Albert Anton Ferdinand Joseph Karl Maria Baptist Nepomuk Wilhelm Xaver Georg Fidelis heißt und überdies angekündigt hat, heute Nachmittag hier zu erscheinen.«

Die Mädchen nehmen's als Aufforderung, ihre Kleider zu ordnen, derweil Theophilus still lächelnd die Flecken in seinem Hemd betrachtet und Albin sich an Edwina wendet und ihr versichert, die Sorte sei nicht remontierend.